

(Nachdruck verboten.)

49)

## Die flucht.

Von K. Bagrynowski.

Jeden Tag ging einer der Flüchtlinge in die Stadt, um sich der Polizei zu zeigen, Neuigkeiten zu sammeln und auf dem Rückwege einen Teil der zurückgelassenen Sachen mitzunehmen. Nur Krassuski, Arkanoffs und Muzja blieben dauernd in der Stadt. Ihre Aufgabe bestand darin, die Einwohner zu beobachten und die Abwesenheit der anderen Genossen zu bemängeln. Muzja, der bis zum letzten Augenblick ganz uneingeweiht war, wurde nach einigen Tagen unter dem Vorwande, er solle auf die Jagd gehen, an den Fluß gelockt.

„Oh! Sie wollen mir da vielleicht eine Falle stellen, wollen mich auf diese Weise die Wette verlieren lassen!“ sträubte sich der Franzose.

„Nein, ich geb' Dir mein Wort! Ich muß anerkennen, daß Du die Wette gewonnen hast. Du hast bewiesen, daß Dein Wille fest ist. Was bedeuten die lumpigen paar Tage im Vergleich zu dem, was Du geleistet hast?“ versicherte Glišberg.

Aber sein Flehen und Beteuern war umsonst. Muzjas Miße wurden immer mißtrauischer, und er forderte sein Geld auf der Stelle, sonst wollte er den Fuß nicht über die Schwelle setzen.

„Das Geld ist bei Samuel deponiert, und der ist am anderen Ufer.“

„Da will ich schon lieber warten, bis er wiederkommt. Boller Verzweiflung kam Glišberg zu Eugenie gelaufen.“

„Sie haben einigen Einfluß auf den Esel, suchen Sie ihn zu bewegen. Er ist in stände, hierzubleiben und nach einigen Tagen, wenn die Frist um ist, wird er alle unsere Wohnungen der Reihe nach aufsuchen und unsere Abwesenheit verraten.“

Mit der größten Mühe nur gelang es Eugenie, Muzja einzureden, daß es Glišberg unmöglich wäre, die Sachen, welche die jenseits des Flusses jagenden Genossen brauchten, allein hinüber zu bringen, und daß er ihm durchaus dabei helfen müsse.

„Sie sind zu schwer, Glišberg kann sie nicht zwingen! Sei großmütig, Muzja!“

„Warum hat er's denn nicht gleich gesagt? Immer und ewig wollen sie mich an der Nase herumführen. Natürlich werd' ich gehen, wenn Sie's wünschen, aber Glišberg muß mir einen Schein ausstellen, daß ich gewonnen habe.“

Es wurde eine feierliche Urkunde aufgesetzt, die alle Anwesenden, Krassuski mit einbegriffen, unterzeichnen mußten, und dann brach Muzja endlich auf, indem er sich die ganze Last auf die Schulter lud.

Als er jenseits des Flusses erfuhr, um was es sich handelte und an das auf Walzen im Gebüsch stehende Bootsgeriät geführt wurde, war er ganz starr vor Erstaunen.

„Also so war die Wette gemeint?“ ächzte er endlich.

„Aber wie sollen wir das große Boot über die Dschurdschnjer Berge ziehen?“

„Aber Muzja, wir werden ja nicht nach Süden, sondern nach Norden wiffen!“

„Nach Norden?“ wiederholte er enttäuscht und versank in tiefes Sinnen.

Um ihm den Reiseplan auseinander zu sehen, mußten sie ihm die Landkarte zeigen und einen Vortrag über Geographie halten.

„Das ist alles sehr schön, aber den Dschurdschnj hinunter kann man nicht ans Meer gelangen. Die Eingeborenen haben mir erzählt, es sei ein Strudel da, der alles in seinen Trichter reißt und bis ins Zentrum der Erde hinunterwirbelt. Daher befahren ihn die Einwohner nie.“

„Das ist kein Strudel, das sind Wasserfälle. Wir wissen davon, aber die hohen Frühlingswasser bedecken die Felsen und man kann sie ungefährdet passieren.“

Muzja machte ein bedenkliches Gesicht. Sie sahen ihn erschrocken an, denn sie wußten nicht, was sie mit ihm anfangen sollten, wenn er nicht einwilligte. Jan runzelte die Stirn und gerte an seinem Schnurrbart.

„Geht Frau Arkanoff auch mit?“ fragte Muzja, sein langes Schweigen unterbrechend.

„Versteht sich: Frau Arkanoff und alle . . .“

„Sa! Wenn alle gehen, dann geh' ich mit . . . und sei's

in den Tod!“ willigte er endlich ein. „Aber was soll aus meiner Ruh werden?“

„Aus welcher Ruh?“

„Nun, aus der, die ich mir zum Melken gemietet habe. Der Jakute sollte sie in einigen Tagen zu mir bringen.“

„Na, da hast Du uns was Schönes eingebracht! Hol Dich der Geier! Um Deinetwillen werden sie uns jetzt überall suchen! Was ist das für ein Jakut? Könnten wir ihn nicht benachrichtigen?“ fragten sie bekümmert.

Muzja machte auch ein langes Gesicht. Der Jakut war von weit her. Nicht mal seinen Namen kannte er genau.

„Ich hatte den besten Willen! Ich wollte, das gewonnene Geld sollte zu Euch zurückkehren, denn wir hätten die Milch doch alle getrunken!“ verteidigte sich der Franzose.

„Ich rate Euch nur, ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Ich hab' Euch schon mal die Geschichte von dem Ausländer, dem Schmitt, erzählt. Am besten wär's, wenn wir ihn etwa zweihundert Werst mitnehmen und ihn dann ans Land setzen.“

„I, wo denken Sie hin, Herr Jan! Lassen Sie uns nur erst unterwegs sein, dann wird Muzja ein ganz anderer Mensch, verlassen Sie sich darauf! Sie kennen ihn nicht. Er wird einen ausgezeichneten Muderer abgeben!“ verteidigte Glišberg seinen Jögling.

Jan schüttelte den Kopf und ließ nicht eher nach, bis sie Muzja einen geheimen Aufseher zuteilten. Auf diese Weise hatte sich die Zahl der arbeitsfähigen Hände nicht vermehrt, sondern war im Gegenteil zusammengeschrumpft, denn der Franzose tat fast gar nichts, strich aber desto mehr in der Umgebung umher und war alle Augenblicke verschwunden.

Die Bootarbeiten waren eigentlich fast ausschließlich den beiden früheren Zimmerleuten Alexandroff und Jan überlassen. Pietroff und Glišberg wachten abwechselnd am Fluße, hüteten Muzja, kochten das Essen, räumten die Betten und das Geschirr fort, denn die Verbannten nächtigten am Ufer im Weidengebüsch, da sie fürchteten, Frau's Frau Verfolgungen auszusenden, wenn sie bei ihr wohnten. Außerdem war sie von den ihr unverständlichen Arbeiten ihres Mannes schon so befremdet, daß sie ihren Verdacht nicht noch mehr wecken wollten.

Am niedrigen Ufer, dicht am eisbedeckten Fluße, war es feucht und kalt; die Flüchtlinge aßen sich nie satt, hatten nie ausgeschlafen, und der geringste Alarm regte sie so heftig auf, daß sie zuletzt nur noch einen Gedanken, nur noch ein Gebet hatten:

„Ach, wenn's endlich erst so weit wäre. Schneller, nur schneller! Komme, was da wolle, wenn's nur bald geschieht! Wird denn das eisige Ungeheuer nie weichen?“

In der Stadt wurde Krassuski von denselben Empfindungen gefoltert. Außerdem hatte er noch seine eigenen, geheim gehaltenen Leiden zu ertragen, die zuweilen zu höllischen Qualen wurden. Seit dem Brande war es ihm trotz des Versprechens, das er sich selbst gegeben hatte, unmöglich, sein Mißtrauen und seinen Widerwillen Arkanoff gegenüber zu ersticken. Er war nur dann ruhig, wenn er den Feind im Auge hatte, wenn dieser neben ihm war, und daher ersam er die verschiedensten Vorwände, um mit Arkanoff in der Werkstatt zu haben; bald ließ er ihn die Blasbalge treten, bald die Gegenstände halten, die er bearbeitete, oder ihm auf andere Weise behilflich sein. Arkanoff sah wohl, daß der Jüngling oft ganz gut ohne ihn fertig werden konnte, und schrieb seine Einladungen anderen Beweggründen zu, aber er wagte es nicht, sich ihm zu widersetzen. Er hatte einfach Angst vor dem schweigsamen Manne mit den kraftvollen Bewegungen und den durchdringenden Blicken, die kalt wurden wie Stahl, wenn sie den feintigen begegneten. Sie verlebten ganze lange Tage zusammen, waren immer höflich gegen einander, aßen und tranken gemeinschaftlich, wechselten aber kaum die nötigsten Worte. Eugenie empfand dies Verhältnis der beiden Männer schmerzlich, und um sie einander näher zu bringen und ihnen eine Abwechslung zu bieten, nahm sie beide jeden Abend mit an den Fluß.

Sie durchschritten duftende Wälder und Gaine, die sich schon mit dem ersten goldig-grünen Laub bedeckten, Rodungen, auf denen frischer Rasen lustig zwischen den dünnen schmutzigen Gräsern hervorproß und Anemonen blühten; wanderten

trockene Pfade entlang, an seichten Sümpfen vorbei, wo die Enten laut schnatternd plätscherten, wohin sogar Schwäne gesiogen kamen, und die von ihrer Reise ermüdeten Gänse rasteten. Von allen Seiten her drangen Lärm, Dünste und Wärme auf sie ein und das freudetrunkene Treiben des Lebens, das des kaum verfloffenen Winters nicht mehr gedachte. Nur zu ihren Füßen, tief im Grunde der abschüssigen Schlucht, schlief deren mißgestalteter Sproß, die ungeheuerer Eisschlange des Flusses mit dem tausend Kilometer langen Schwanz, der zwischen den himmelanstrebenden Bergen verschwand, während ihr Kopf in die Tiefen des Meeres tauchte. Die rote Lohe des langsam verlöschenden Abendhimmels malte feurige Lichter an die dunklen Wände der Schlucht, und färbte den wie eine Leiche vertrockneten und wie eine Leiche kalten Leib des eisigen Neptuns mit bläulichen Tinten. Regungslos lag es da, von eilenden Bächen umspielt, und nur hin und wieder splitterten lange Eisnadeln von seinen Flanken, glitten mit gläsernem trockenem Klang hinab und verschwanden in den tiefen Höhlungen. Bis jetzt war das der einzige Tribut, den es dem Frühling zollte. Der Riese schien der Sonne sowohl als auch der lauen Wasser zu spotten.

„Das kann noch eine Ewigkeit dauern. Ist es nie vorgekommen, daß das Eis gar nicht geschmolzen ist?“ fragte Eugenie ängstlich.

„Es sieht nur so drohend aus, kann sich aber schon in einer Stunde in Bewegung setzen. Dazu muß sich das Wasser, das jetzt über die Oberfläche hinfließt, nur in genügender Menge ansammeln, um instande zu sein, die Decke zu heben. Vom Winterfrost zerstückt, ist das Eis weich wie Grütze. Aber ich weiß wirklich nicht, ob die Sonne diesen eisigen Granit ohne Mitwirkung des Frostes bezwingen könnte. Im Laufe des Winters erreicht er eine Tiefe von acht Faden. Merkwürdig ist nur, daß das Eis nie dicker wird, ist der Winter auch noch so streng.“

„Hörst Du, Artemij, das ist in der Tat merkwürdig! Nie dicker! . . .“ wandte sich Eugenie an ihren Mann. Aber dieser schwieg gewöhnlich, denn er mußte dem Sturme lauschen, der in seinem Herzen tobte, wenn er sah, wie weich die agathharten Augen Krassuskis auf „anderen“ ruhen, wenn er hörte, wie sanft und einschmeichelnd seine Stimme klingen konnte. Er nahm sich fest vor, sich nie wieder zur „Anstandsdame“ bei diesem verräterischen Stelldichein mit seiner eigenen Frau mißbrauchen zu lassen, aber am folgenden Tage ging er doch wieder mit.

„Ach, wenn wir doch endlich unterwegs wären!“ grübelte er trübe.

Endlich, als sie eines Abends an den Fluß kamen, sahen sie, daß das Eis sich gehoben hatte. Zu beiden Seiten desselben eilten große, breite, silberne Wasserstreifen, von der Strömung gekräuselt, geschäftig dahin.

„Die Verbindung mit dem anderen Ufer ist abgeschnitten. Jetzt ist es fast unmöglich, unsere Flucht zu verhindern. In einigen Tagen brechen wir auf.“ sagte Krassuski.

„Hört, hört! Ich glaube, ich höre die Genossen hämmern!“ rief Eugenie bewegt.

Sie lauschten. Aber sie hörten nichts, als das Plätschern des Wassers und das Schreien fernziehender Kraniche.

„Oh, wir können noch tausendmal ergriffen werden. Sie brauchen nur einige tausend Werst unterhalb Dschurdschinj ein Bot mit bewaffneten Kosaken zu postieren. Wer weiß, ob sie uns nicht deshalb den ganzen Plan zu Ende führen lassen, um ihm den Hals ein für allemal umzudrehen.“ sagte Arkanoff dumpf. Krassuski zuckte zusammen.

„Oh, Du scherzest, Artj. Sie ahnen nicht das geringste, sie sind alle ganz von der Jagd in Anspruch genommen, ich höre ineinemfort schießen.“ beschwichtigte Eugenie.

„Eben, einer der Jäger kann etwas gemerkt haben. Sie sind nicht so naiv, wie wir glauben.“

„In jener Gegend jagen sie nicht! Die Vögel nehmen ihren Flug nicht nach jener Richtung!“ wandte Krassuski trocken ein.

Niedergeschlagen und unruhigen Herzens kehrten sie nach Hause zurück. Krassuski schreckte mehrmals in der Nacht aus dem Schlafe auf und trat ans Fenster, um zu sehen, ob die Kosaken nicht kamen.

Als Arkanoff am anderen Morgen nicht in die Werkstatt kam, litt es Krassuski trotz der eiligen Arbeit nicht zu Hause; er wollte sich gerade erkundigen, was das heiße, als Eugenie in der offenen Tür erschien.

„Mein Mann hat Kopfschmerz und kann heute nicht kommen. Kann ich ihn nicht vertreten?“ fragte sie fröhlich.

Krassuski erbleichte. „Und . . . er hat . . . Sie . . . geschieht! Er weiß, daß Sie? . . .“ fragte er mit leiser Stimme.

Er war so verwirrt, daß Eugenie errötete. „Zu solchen Augenblicken . . . auf den guten Ton achten . . . an seine Empfindungen denken . . . Ich habe nicht geglaubt, daß er dazu fähig sei!“ dachte sie unwillig.

„Nein,“ sagte sie. „Er hat mich nicht geschieht. Aber da ich weiß, daß Sie den kupfernen Reflektor zur Spirituslampe schmieden, dachte ich, Sie könnten nicht allein damit fertig werden, und deshalb bin ich gekommen. Ich habe schon bei Alexandroff und bei Petroff eingeeizt. Sehen Sie, wie der Rauch dort aufsteigt!“ schloß sie, ihre Unbefangenheit wiedererlangend.

(Fortsetzung folgt.)

## Berliner Kunstsalons.

Im Hauptsaal des Künstlerhauses befindet sich eine ansehnliche Kollektivausstellung von Beren Eduard v. Gebhardt's. Gebhardt, der in Düsseldorf heimisch ist, muß man lange ansehen, um hinter den Reiz seiner Werke zu kommen. Sein Streben, das auf Genauigkeit, Sichtbarkeit bis ins kleinste, geht, sind wir heute nicht mehr so gewohnt. Wir müssen uns erst wieder hineinsehen. Er erscheint uns zuerst grob, physisch, ohne Empfindlichkeit für die feinen, flirrenden Nuancen einer Farbe. Er hat etwas Vieberes Altväterisches.

Mit Vorliebe behandelt er religiöse Motive. Die Vergpredigt Christus im Boot auf stürmendem Meer. Christus wird dem Volk überantwortet. Hier aber befreit er sich ganz von dem Kirchlichen, dem Konfessionellen. Christus auf dem Meer — das ist etwa so, als befände sich ein Mensch, der mit sich im reinen ist, ruhig und gelassen bleibt, dessen Züge von geistiger Ueberlegenheit und jenem sicheren Trost: „mir kann nichts geschehen“ reden, mitten unter ratlosen Jaguanten, Leuten, die bei jedem Anlaß gleich aus dem Häuschen geraten und meinen, die Welt geht unter. Da wirkt die Gegenwart dieses ruhigen Menschen doppelt wohl. Wie Del auf Wasser, so wirkt er auf die aufgeregten Gemüter. Sie kommen zu ihm. Weiter nichts. Kein Wunder. Das Meer stürmt. Wundervoll ist die weiße Gischtwoge, lebendig, wuchtig und leicht, die heranstürmt, das kleine Fahrzeug hebt. Und auf dem Rückfuß des Bootes, das tief ins Wasser sinkt, sitzt dieser ruhige, besonnene Mensch. Kein Wunder. Die Bogen glätten sich nicht. Nur die Gegenwart dieses überlegen-ruhigen Geistes wirkt Ruhe in den Gemütern.

Ein anderes Mittel hat Gebhardt noch, das Konfessionelle fernzuhalten. Er überträgt die christliche Welt ins Mittelalter. Was mag ihn dazu bringen? Sicher folgende Ueberlegung. Er sagt sich, der historische Anfang damals, die Ereignisse in Jerusalem usw., der Zwist mit dem eigenen Volke, den Juden, und dem fremden Volke, den Römern, mag gewesen sein. Das ist Wissen. Das ist kein Gefühl. Ich nehme es so, als ob in meinem Volk sich plötzlich jener Geist regt, der dem Bestehenden feindlich, den Bestehenden fremd ist, jener Geist, der ethische Konsequenzen für die Zukunft zieht. Ich wähle mir den Zeitpunkt, als im Mittelalter die Kämpfe um diesen neuen Glauben entbrannten. Das ist für mich der Anfang. Was einmal im Orient war, ist mir gleich.

Und so setzt Gebhardt einen Menschen unter diese hartnäckigen, derben Gestalten, der ihnen Dinge sagt, die gegen Besitz und Eigentum und Herrschaft gehen, Dinge, die diesen Menschen des harten Mittelalters wie die Lehren einer neuen Welt, wie das Läuten eines neuen Feiertags erschienen.

Da sitzen sie alle, diese holzgeschnittenen Leute, mit den Gesichtern, die über all' das Neue resolut grübeln, die kommen, um zu hören, sich lagern unter den Obstbäumen, in die Zweige kletternd, Männlein und Weiblein, in ihren bunten Festtagskostümen, mit Mühe und Hauben.

Was das Technische anlangt, muß man die Stufenfolgen innehalten, die den Werdegang eines Wildes bei Gebhardt kennzeichnen. Da sind die zahlreichen Studien, die Einzelbewegungen, bestimmte Köpfe festhalten. Die sind eigentlich künstlerisch am reizvollsten. Deswegen, weil sie noch so weich und flüchtig. Ein junger Mann, der den Kopf an die Hand lehnt (in Grau) und eine Frau mit roten Haaren sind von diesen Studien am wertvollsten. Sie haben einen so unmittelbaren Reiz.

Dann ist es, als wüchsen sich diese Skizzen aus. Das Jugendlich-Anbefangene schwindet. Aus den Jünglingen werden Männer und Greise. Alles wird hart, fest, graniten, auf dem Weg zum Wilde. Die zeichnerische Struktur gibt ein festes Gerippe, auf dem alles richtig sitzt und halt hat. Das sind alles Gestalten, plastisch, rund und lebendig. Und ein architektonisches Berechnen gruppiert die losen Massen nach Gelesen.

Und nun ist das Eigenartige, daß diesem festgefügt Ganzen der malerische Reiz dennoch erhalten ist. Er ersieht gleichsam unter der Decke des Bewußten, Begrenzten wieder auf. Man sehe sich den lichten, grünen Mantel des Mannes an, der auf dem großen Wilde in der Mitte steht, an den Baum gelehnt.

Ein Grün, so zart, wie es die Japan oft auf ihren Holzschnitten haben, als Mittelpunkt genommen. Daneben lauter harte Farben, die sich aber doch so abfließen und ablösen und die farbige Glala weitergeben, daß das Bild allein als Komplex von Farbenreiz. Wie viel Lust steht zwischen diesen Gestalten, den Bäumen, bis zum Horizont. Das ist wohlbelagene Komposition und doch Freiheit. Das ist Können, meisterliches Können. In die Farben eines solchen Gebhardtigen Bildes kann man sich stundenlang vertiefen, dann erschließen sich alle die Feinheiten, die vor Augen liegen. Eine Gebhardtige Landschaft ist ein Schatzkästlein mühevoller Liebe, ein reicher Besitz. Und auch die Porträts, die so hart und fest angelegt und bis zu Ende durchgeführt sind, haben noch, trotz der Härte, einen feinen Reiz unbewußter Linien und mancherlei Geheimnisse.

Sechs Böcklins hängen bei Schulte. Aus verschiedenen Jahren.

Von 1862 ein im Entwurf steckengebliebenes Bild: Der Teufel läßt sich in einer Waldschmiede die Hufe beschlagen. Ein Bursche hält den Teufel. Der andere schlägt zu auf den Fuß, daß die Funken sprühen. Und der Teufel — es kann auch Pan sein oder irgend ein Vöckel — klammert sich an den einen an. Verschwommen sind die Umrisse, ein trübes Braun.

Eine Frühlingslandschaft von 1865. Ein Bach am Ufer. Schilf. Roter Mohr blüht. Und unten rauen sich die weißen Winden. Auf dem Ufer, — ein großer Stein liegt am Strande — sitzt ein kleiner Vengel. Ein Vengel wie ihn Böcklin malt. Mit braunen, tiefen Kinder-Augen und schlackgelbem Flaushaar. Er bläht entzückt auf einer Weidempfeise. Und schwappt im Takt mit den Weinen und wiegt im Rhythmus die Hand. Ein kleines Glöckchen hängt um seinen Hals, an rotem Bande, wie wenn er ein Schäschen wär, das sich verlaufen lömme. Neben ihm sitzt ein Hirtenjunge, mit einem töpflischen Gesicht, so, wie Vitale seine Bauern malte. Mit brauner Kegelmütze, eine rote Feuerblume steckt daran. Braune Glieder, graublauwe Hofe, von einem Gurt gehalten. Nicht weit von ihnen, aber ihnen den Rücken zudrehend, steht ein anderer nackter Vengel. Er hat sich das hohe Schilf ausgehakt. Da stödet er nach Herzenslust und bläst ins Weite. Red und forsch steht er da und bläst die Waden. Und sein schlackhaar fliegt im Winde. Er aber steht aufrecht wie ein Held, kümmerlich um Freund und Wind nicht, er kann sein Lied und fürcht sich nit. Ganz hinten liegt ein italienisches Häuschen, mit flachem Dach und weiß im Licht leuchtend.

Die reinsten, ausgesprochensten Wirkung übt der „Sommerstag“ von 1899 aus. Eine lachende Wiese mit weißen Blumen befät. Ein Bach, lauter fließend, blaues Licht ausstrahlend. Silberne Birken stehen am Ufer, mit hellem Schimmer auf den Blättern. Im Wasser und am Ufer Badende. Leuchtende, nackte Körper. Hinten ein paar weiße Häuser. Richter Sommerhimmel, klar, blau.

Im Vorraum hängen Bilder von Schi d. Rudolf Schild (1840 bis 1887). In Berlin geboren und gestorben. Schüler von Schirmer in Düsseldorf und von Böcklin. 1865 in Rom, wo er Böcklin kennen lernt. Er schrieb ein Tagebuch, das Schudi vor kurzem herausgab, Erinnerungen aus dem Verkehr mit Böcklin in den Jahren 1866, 68, 69. Kleine italienische Landschaften, stützenhaft. Dann größere Entwürfe, in denen Böcklinscher Einfluß bemerkbar ist, der aber im Reine stecken bleibt, so daß das Alltägliche vorherrscht. Einige andere Bilder zeigen Feuerbach-Megungen, jene großen, müden, schweren Linien und Farben, die unwillkürlich an Entfugung, Trauer und Sehnsucht verhalten mahnen.

Nur ein ganz großer Künstler, dem es um nichts sonst als um die intimsten und tiefsten Reize seiner Kunst, die er zu ergründen und festzuhalten sucht, zu tun ist, wird es wagen dürfen, von einem und demselben Bilde immer wieder eine neue Ansicht zu geben. Diese Gleichgültigkeit gegen das Inhaltliche hebt ohne viel Worte das heraus, worauf es dem Maler antommt: die Farbe, das Licht, die Luststimmung.

Und das sind allerdings wundervolle Werke, die uns Monet im Salon Cassirer mit dreizehn Ansichten von der Themse beschert. Neun davon stellen die Waterloo Bridge dar, vier das Parlament.

Es erinnert diese Gleichgültigkeit gegen das Stoffliche an die Lehrmeister dieser französischen Impressionisten, an die Japaner. Man denkt an die „Sechshunddreißig Ansichten“ und die „Hundert Ansichten“ des Fuji-Yama des Jotusai. Hier wie da, das Gegenständliche losgelöst, befreit; aufgelöst in zarten Duft, in das Spiel von Sonne, Licht und versinkenden Schatten. Hier und da ein Triumphieren der Schönheit über den Stoff.

Der Verstand, der kontrollierend hinter die Richtigkeit der Dinge kommen will, ist hier überwunden. Das Auge triumphiert. Nur Licht, nur Farbe — ein Durcheinander von beiden, aus deren Zusammenfluß die Dinge hervorwachsen wie leichte Schatten, deren Struktur und körperliches Sein wie hinter fliegenden Nebeln verschwinden.

Immer dieselbe Brücke, deren niedrige, breite Bögen über die Themse führen. Immer dasselbe Wasser. Immer derselbe Ausschnitt des Himmels. Immer derselbe Hintergrund, rauchende Essen, Mietskasernen. Und bei den vier Ansichten des Parlaments, immer dasselbe Gebäude mit seinen Türmen und Kluppeln, sich breit vor den Hintergrund vorlagernd.

Immer dasselbe — und doch nie ein Gleiches. Immer ein

anderes. Denn eines ändert sich immer, das ich nicht erwähnte: die Luft, das Licht.

Graues Licht und Dunst überall. Und die Formen der Brücke verschwinden fast. Die bleierne Fläche des Wassers spielt schwer unter den Bögen. Nichts ist sichtbar. Nur wassergetränkte Luft, die alles mit ihrem Dunst auflöst.

Dann bricht ein Sonnenstrahl hindurch. Der Dunst löst sich. Die Formen wagen sich schüchtern hervor. Sie werden. Ein Teil ist leicht gestreift. Wie flüssiges Gold rieselt das Licht an dem grauen Stein der Brückenbögen hinunter.

Oder: das Licht wird voller. Es fällt der Schein ins Wasser. Dort spielt die Helle mit der Schwere und Flüssigkeit des Wassers. Wie ein duftiger Schleier von Gold und flirrendem Schimmer schwebt es über der ewigen Bewegung des Wassers.

Und immer breiter bricht das Licht sich Bahn. Wie ein prächtiges, märchenhaftes Goldgeschmeide mit tausend brechenden Strahlen kommt es herniedergerollt zur Erde, zu den ruhenden, träumenden Dingen. Es funkelt und blüht überall lachend und verführerisch, tausendmal lodender als Brillanten und Rubinen und Smaragden. Was für ein Leben ist in der Lichtfülle! Welch Reichtum — und welche zurückhaltende Wändigung. Eine sorglos ausstreuende Hand, die doch sich selbst in der Gewalt behält.

Nun zu Corinth zu gehen, ist eine schwere Aufgabe. Noch dazu eine Kollektivausstellung. Schon wieder!

Ein Döppchen neben einem feinkultivierten Franzosen. Was man bei Corinth in der Hauptsache sieht, sind Weiber. Es tut einem leid, aber es ist so. Ein anderer Ausdruck ist unsinnhaft. Es sind Weiber. Corinth sagt: Freudennädchen. Und von diesen Weibern gibt er auch nur einen Teil, nämlich die Leiber. Das Körperliche, das ist sein Vergnügen.

Hat er da uns irgendwelche feineren, malerischen Reize gezeigt? Enthüllt er überraschende Farbigkeiten? Er entkühlt Tierisches, Gliederhaftes, schwere Massen. Darauf beschränkt sich seine Entfaltung. Durch Alkohol und Nikotin motivierte Impressionen.

Er wirft diese willenlosen, schweren Gliedermassen durcheinander, als könne er nur das Massige anerkennen, das, das sich vor lauter Massigkeit nur hinsetzt, sitzt, unsmil und plump daliegt. So sitzen seine nackten Weiber da. Wo bleiben denn die malerischen Reize? Daß ein Körper plastisch hingestellt worden ist und die Farbe die Formen herausstreut, läßt, ist das schon genügend? Das sind anatomische Studien. Ueber das andere, das Malerische, siehe Rubens.

Dieses Pöhen und Prohen zeugt von einer Noheit des malerischen Sehens, die zu deutlich zutage tritt. Wieviel leere und phrasenhafte Stellen sind in diesen Körpern! Etwas durchaus Zuchtloses, Verkommendes lebt in solchen Fingelstrichen.

Und auch ein ruhigfarbiges Landschaft in buntem Garten, ein Licht beleuchtetes Fenster, durch das die Sonne in die Stube fällt, ein gleiches Motiv mit einem weiblichen Körper bei der Toilette täuscht über das, was fehlt, nicht hinweg. Es sind die besten Arbeiten. Aber diese Motive, in der gleichen Art durchgeführt, sind uns schon zu oft begegnet.

Warum bleibt Corinth nicht bei den Aufgaben, die ihm zugewiesen sind? Ein Portrait grünlich und fest auszumodellieren, sachlich und ernst allen Linien des Gesichtes folgend? Warum dieses Kollertieren mit neumodischen Akuren, das ihm nun gar nicht steht? Aber die Großmannssucht packte auch ihn. Nun tobt er sich aus, bis das Ende kommt. Vor einiger Zeit schrieb er einmal über Strachmann. Ein belangloses Neben war es. Aber er meinte von sich: was Corinth schreibt, ist gutgeschrieben. Neuerdings läßt er sich über sich selbst aus: Erzählt von seinem Leben und Treiben im Atelier Julian. Sehr geschmackvoll nennt er sich nicht mit seinem Namen, spricht von sich in der dritten Person und nennt sich Stiener, läßt aber durch die Reduktion der Zeitschrift andenten, daß „auch Caesar von sich in der dritten Person zu sprechen liebte.“ Ueberaus sinnig. Was er sagt, ist übrigens ebenso belanglos, wie die erste Arbeit. Und eine Zeitschrift, von „Kunst und Künstler“ sollte sich nicht so am „Inhaltlichen“ genügen lassen. Verpönt sie doch in einer anderen Kunst das „Stoffliche“. Warum wird sie in der Literatur so anspruchlos? Das sieht — nach Mache aus. Corinth soll hochgebracht werden, aus Geschäftsrücksichten. Und darum Kollektivausstellungen im Salon Cassirer und Aufsätze von Corinth in der Cassirerischen Zeitschrift.

Die Ausstellung beschließt ein feines Stück von Monet „Badende Mädchen“. Von entzückender Feinheit im Ton. Grünes Wasser, gelber Strand, schwarzes Badekostüm, so flüssig und breit hingeseht — ein meisterlich sicheres Werk. Ein Fries von De gas zeigt sandalenbindende Tänzerinnen. Von dem grauen Hintergrund heben sich die Figuren ab. Weiße grausilberne Gazeröde — als breit wiederlehrende Flächen. Dazwischen die sich bildenden Köpfe mit rotem Haar. Und ab und zu ein sparsames Grün. Dazu die bewegten und doch ruhigen, zeichnerischen Linien — eine dekorative Arbeit in vornehmem Stil. — Ernst Schur.

## Kleines feuilleton.

c. Mit dem Bajonett niedergemacht. Eine der furchtbaren Episoden aus der Schlacht bei Dienjan, über die jetzt immer mehr Schilderungen von Beteiligten eintreffen, erzählt der einzig Ueberlebende, ein Leutnant Armiantsoff. Die Szene ereignete sich wäh

rend der Operationen General Olus gegen die hügeligen Stellungen westlich von Sou-scha-pan und Kshin-li-tun, bei denen der Kampf besonders wild tobte. „Unser Posten,“ so heißt es in der Schilderung, „war abkommandiert, die japanischen Bewegungen westlich von unserer Stellung zu beobachten. Vier Stunden lang erfuhren und sahen wir nichts, sondern hörten nur den furchtbaren Donner der Artillerie. Wir hatten keine Ahnung, wohin sich der Sieg neigte. Plötzlich erschienen zu unserer Rechten und Linken dichte Scharen japanischer Infanterie, die schnell vorrückten. Ich befahl meinen Leuten, in dem Bett eines Flusses Dedung zu suchen; es gab nur einen Rückzug über den Hügel, und dabei wären wir aufgerieben worden. Zu unserem Unglück wurden wir aber von den Japanern gesehen. Sofort eröffneten sie ein schreckliches Gewehrfeuer auf uns, wobei drei Soldaten fielen. Dann entfalteten sie sich und schnitten unseren Rückzug gänzlich ab. Wir hatten reichlich Munition und schossen sie zu Dutzenden nieder, da sie immer in geschlossener Formation blieben. Aber sie rückten vor wie eine geschlossene Mauer, und ich wußte bald, was unser aller Schicksal sein mußte. Erschreckt, aber zur äußersten Gegenwehr entschlossen, rückten wir eng zusammen. Selbst wenn uns erlaubt gewesen wäre, uns zu ergeben, ich zweifle, daß auch nur ein Mann die weiße Fahne erhoben hätte. Plötzlich stürzte der Feind vor und brach über uns herein. Drei oder vier Japaner fielen jeden einzelnen von uns mit ihrem Bajonett an. Auf einen Mann schloß ich mit meinem Revolver, aber er jagte sein Bajonett durch meinen Arm und der nächste sprang auf mich zu und nagelte mich förmlich fest. So war ich hilflos und sah nun das Massaker mit an, das unter meinen Leuten begann. Der Feind stach unsere Leute mit einer Kalblütigkeit nieder, daß die bloße Erinnerung daran mich krank machen könnte. Der eine Japaner machte immer einen Ausfall, und während dieser pariert wurde, stieß sein Gefährte dem Gegner das Bajonett bis zum Hest in den Leib. Die Japaner müssen das geübt haben, denn sie kämpften bei jedem Handgengewe in dieser Art. Keiner unserer Leute bat um Gnade; ein Schwerverwundeter erhob sich noch einmal und griff einen japanischen Offizier an, der einen schweren Hieb über den Kopf bekam. Schließlich sprang ein Mann aus dem Flußbett auf und lief davon. Drei Japaner rasten hinterher und feuerten wild; aber sie trafen nicht. Der Flüchtling kletterte hinter einen Felsvorsprung, feuerte seine letzten beiden Patronen ab, warf dann sein Gewehr von sich und stand gelassen und ruhig da, bis der erste Japaner, der ihn erreichte, dem Unglücklichen sein Bajonett in den Leib trieb. Ich hatte einen starken Blutverlust und wurde ohnmächtig. Als ich wieder zu mir kam, trug der Feind mich allein fort. Ich hörte das Knattern des Gewehrfeuers, dicht neben mir wurde ein Mann getroffen. Die Offiziere berieten darauf untereinander, legten mich schließlich sanft nieder, gaben mir einen Krug Wasser und marschierten ab. Gleich darauf wurde ich von den Unsrigen aufgenommen. Ich bin, soweit ich weiß, der einzige, der aus diesem Bajonettkampf entkommen ist . . .

**Geographisches.**

gc. Der wärmste Ort in Europa ist die Stadt Malaga in Spanien. Das Mittel der täglichen Extreme gibt hier nur 48 Regentage, an denen rund 61 Kubikzentimeter Regen fallen. Die Temperaturmaxima erreicht 43,3 Grad, das absolute Minimum ist in außerordentlich strengen Wintern 0,0 Grad. Von allen südspanischen Städten macht keine einen so auffallend südlichen Eindruck wie Malaga, Nordafrika kann sich nicht entfernt mit diesen Tälern am Südrand der Sierra Nevada messen, die kein rauher Wind berührt. Die sonst am Mittelmeer nur einzeln angepflanzte Banane bringt hier reiche Früchte. Auch die Cherimoya, die noch nicht in Palermo gedeihen will, ist in den Gärten Malagas häufig und reift alljährlich ihre schuppigen Äpfel. Ueberall am Mittelmeer ist das Zuckerrohr, dieses vornehmste Tropengewächs, das auch nicht den geringsten Kältegrad ertragen kann, verschwunden; nur in Ägypten und in der nächsten Umgebung Malagas ist seine Kultur mit Erfolg möglich. —

**Aus dem Tierleben.**

— Vom Nuzhähler. Im vergangenen Winter fielen dem Forstwart Eck, wie er dem „Wochenblatt des landwirtschaftlichen Vereins in Bayern“ berichtet, bei seinen Waldbegängen fast täglich zwei Nuzhähler auf, welche sich immer in einer 1 bis 2 Meter hohen und zirka 0,3 Hektar großen Tannenverjüngung aufhielten und bei seinem Näherkommen wegstrichen. Mitte Februar konnte er feststellen, daß von sämtlichen Gipfeln der Tannen entweder die Gipfelknospen und die Quirlknospen herausgehauen oder daß die Gipfel — und zwar nach seiner Schätzung bei  $\frac{1}{3}$  der Stämmchen — schiefe abgewidmet waren. Sein Verdacht richtete sich bald auf die Nuzhähler. Bei näherer Untersuchung fand er auch, daß die Gipfeltriebe, welche 2 bis 3 Zentimeter unter den Gipfelknospen abgewidmet wurden, im gefrorenen Zustande leicht abbrechbar sind, was sonst nicht so leicht möglich ist. Bei seiner nunmehr verschärften Beobachtung der Nuzhähler gelang es ihm, den Vorgang zu erspähen. Er sah, wie ein Hähler einen Tannengipfel abwidmete, mit diesem auf einen Stod flog und hier die Knospen auspökte, während ein anderer an einem stehenden Stämmchen an den Knospen sich zu schaffen machte. Einen der Hähler konnte er erst einige Tage später erlegen und fand in dessen Kropf zirka 50 Stück Tannensnospen. Daß der Hähler gern gleich den Trieb abwidmet, hängt wohl damit zusammen, daß es ihm leichter fällt, am Boden mit einem Ständer auf den Trieb tretend die

Knospen auszuhaken, als am stehenden Stamme seine Nahrung zu gewinnen. Diese Beschädigungen, welche oft das Herausbrechen von vier bis sechs Trieben des nächsten unteren Quirltriebes zu Gipfeltrieben veranlassen und damit das Herausfallen dieser Stammindividuen zugunsten einer besseren, aber dann gleicher Gefahr ausgesetzten Umgebung notwendig machen, stempeln den Nuzhähler zu einem nicht zu unterschätzenden Schädling in Tannenverjüngungen. Auch das kommt vor, daß der Hähler nur einen Teil der Quirlknospen am Gipfeltriebe sich holt, und die Folge ist wiederum, daß mehrfache Gipfeltriebe sich bilden, eine Beobachtung, welche man besonders in den Privatwaldungen in unzähligen Fällen machen kann. Bisher hörte man immer von Eichhörnchen, Wandermäus und Kreuzschnabel, denen diese Beschädigung zugeschoben wurde; nach seinen Beobachtungen glaubt Eck, daß der Attentäter nur der Hähler ist. —

**Humoristisches.**

- **Wozhast.** „Meine Posten tragen mir ein Heidegeld.“ „Das ist also bärer Unsinn.“ —
- **Ein Geschäftsmann.** „Ich gebe Ihnen Ihren Verlobungsring zurück, denn ich muß Ihnen leider gestehen: ich liebe jemand anders!“ „Ich bitte Sie, Fräulein, sagen Sie mir seine Adresse.“ „Um's Himmels willen, Sie werden sich nicht etwa mit ihm schlagen wollen?“ „Das nicht, nur fragen möchte ich ihn, ob er mir den Ring nicht abkauft.“ —
- **Ein wertvolles Exemplar.** Sonntagsjäger (entrüstet zur Köchin): „Was, den Hahn haben Sie verbrennen lassen? . . . Unglückselige, wußten Sie denn nicht, daß ich drei Jahre daran geschossen habe?“ —
- **Ah sol Wirt** (vom Lande, sieht in der Stadt, wie einem Gast zum Wein eine Flasche Wasser hingestellt wird und dieser damit den Wein mischt): „Dö Wirt' in der Stadt san aber no weit z'ruud, dö's besorg' alles glei i.“ — („Meggendorfer Blätter.“)

**Notizen.**

- Das letzte im Jahre 1903 von der spanischen Akademie herausgegebene Wörterbuch umfaßt 59 227 Wörter. —
- Otto Ernsts neues Stück „Vannerträger“ wird im Berliner Theater zur Aufführung gelangen. —
- „Der tote Löwe“ hat in Hamburg keinen großen Beifall gefunden. —
- Das Wiener Raimund-Theater hat im letzten Spieljahre 45 463 Kronen 43 Heller „ins Verdienen gebracht“. —
- In Reval wurde dieser Tage eine estnische Oper „Murneide luttar“ zum erstenmal aufgeführt. Die Komposition stammt von der Estin Mina Hermann. —
- Dem Germanischen Museum in Nürnberg wird nach dem Tode des Besitzers die 32 000 Nummern umfassende Ex libris-Sammlung des Grafen Leiningen-Westerburg zufallen. —
- Das Preisgericht für einen Synagogen-Neubau in Frankfurt a. M. hat den ersten Preis (4000 M.) den Architekten Joseph Reuters in Wilmersdorf und Karl Friedenthal in Charlottenburg zuerkannt. —
- Vier Sektionsfälle von Säuerleber bei Kindern im Alter von  $1\frac{1}{4}$ ,  $2\frac{1}{2}$  und 11 Jahren demonstrierte Dr. W. Hoffmann auf der am 12. Juni in Heidelberg zusammengetretenen Vereinigung der Kinderärzte Südwestdeutschlands und der Schweiz. Die kleineren dieser Kinder hatten bei Tisch nach ihrem Belieben Wein trinken dürfen, eines z. B. bis  $\frac{1}{4}$  Liter täglich. Das 11jährige Kind hatte fünf Jahre lang täglich  $\frac{1}{3}$  Liter Wein und außerdem Bier bekommen. (Deutsche medizinische Wochenschrift 1904, Nr. 32.) —
- Unter dem Schlagwort „Ein seltsames Menu“ berichten die „Wasser Nachrichten“ folgendes: Kam da leztthin eines Mittags ins Wülfert II. Klasse am Werner Bahnhof ein schlächter Landbewohner, der offenbar noch nicht viel gereift ist. Auf die höfliche Anfrage der Stellerin, ob der Gast Table d'hôte oder à la carte speisen wolle, antwortete der Gefragte: „Gäbet m'r e gli à la carto u e gli Table d'hôte, aber Härdöpfel müe drby si.“ —

**Büchereinkauf.**

- **Elisabeth Gnaud-Röhne:** „Goldene Früchte aus dem Märchenland“. Märchen. Bremen. G. A. v. Galem. —
- **Maria Schade:** „Osterbrief einer Malerin an ihren Freund“. Novellen. Berlin. Concordia, deutsche Verlagsanstalt. Preis 2,50 M. —
- **Gustav Hochstetter:** „Knigge im Kasier-salon“. Novellen. Berlin. Concordia, deutsche Verlagsanstalt. Preis 1,50 M. —
- **Hugo Foral:** „Die Sühne“. Drama. Wien. Selbstverlag des Verfassers. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 16. Oktober.